

Katzenjammer nach der Feier

Nun liegen die Weihnachtstage also hinter uns. Für viele Menschen in der Schweiz sind diese letzten Tage des Jahres geprägt durch ihre Familien: Eltern mit kleinen Kindern schaffen neue Traditionen, schon richtig grosse Töchter und Söhne kehren an den Familientisch zurück, Grosseltern werden besucht und wir freuen uns Tanten, Onkel und deren Kinder endlich wieder zu sehen – zugegeben: manchmal mehr, manchmal weniger. So viel Nähe kann zwischendurch nämlich echt anstrengend sein. So hört man nach den Feiertagen nicht selten auch den einen oder die andere jammern und klagen über das Fest im Kreise der Familie: All die Erwartungen, die wir an diese besonderen Tage haben, führen nicht selten

zu Enttäuschungen. Auch wer sich auf reine Harmonie einstellt, muss in der Regel mit Misstönen umgehen – mal sind sie ganz leise, hin und wieder können sie auch unerträglich laut werden. Beim Jammern geht schnell vergessen, dass nicht alle Menschen eine Familie haben, über die sie klagen könnten. Ich denke da an alte Menschen, die sich von vielen Lieben bereits für immer verabschieden mussten. Oder an jene Leute, deren Familien weit weg leben – sei es, weil sie anderswo auf der Welt ihr Glück suchen oder weil diese Menschen selbst ihr Heimatland verlassen mussten und in diesen Tagen besonders schmerzlich merken, wie sehr ihnen ihre Familien und gewohnten Traditionen fehlen.

Ich denke aber auch an sogenannte «Care Leaver». So bezeichnen sich Leute, die bis zur Volljährigkeit in sozialen Institutionen oder bei Pflegefamilien leben. Werden sie 18 Jahre alt, sind sie nicht selten von einem Tag auf den anderen auf sich selbst gestellt. Natürlich müssen wir alle erwachsen werden, aber für «Care Leaver» fühlt sich das oft nicht wie ein langsamer Prozess an. Manche Kantone und Gemeinden sind grosszügiger als das Gesetz und es gibt Familien, die auch ohne Bezahlung engen Kontakt zu ihren ehemaligen Pflegekindern halten.

Aber für andere «Care Leaver» ist der Schnitt klar und hart. Von einem Tag auf den anderen sind sie verantwortlich dafür, sich selbst Sorge zu tragen. Keine Mama hilft mit der ersten Steuererklärung, kein Papa baut die Möbel für die erste Wohnung auf, niemand gibt Tipps fürs Wäschewaschen und hilft unkompliziert aus, wenn die Finanzen mal aus dem Lot geraten. Ich denke auch an all die minderjährigen Flüchtlinge, die ohne Angehörige in der Schweiz ankommen. In aller Regel müssen sie direkt nach ihrem 18. Geburtstag aus Einrichtungen ausziehen, in denen sie betreut wurden.

Viele «Care Leaver» haben keinen Tisch, an den sie für die Feiertage zurückkehren können, keine Traditionen, die gelegentlich ein bisschen nerven, aber gleichzeitig vertraut sind. Und weil ich meinen Mitmenschen nicht ansehe, welche Geschichten sie mit sich tragen, weil ich von vielen nicht weiss, wie das ankommt, wenn ich über meinen Schwiegervater klage, versuche ich mich mit dem Jammern zurückzuhalten. Mit jedem Tag Abstand von den Feiertagen fällt es mir leichter, die Misstöne zu akzeptieren und mich darauf zu fokussieren, was schön und gut war.



Für viele junge «Care Leavers» gibt es auch an Weihnachten niemanden der mit ihnen Familientraditionen pflegt.

Anna Chudozliov

(Foto: CCO, Alina Matveycheva, pexels)

Eine Prise Inspiration für mehr Vielfalt

Seit ich Mutter bin, ist es in meiner Küche lauter, lustiger und geselliger geworden. Auf den Tellern allerdings ist Langeweile eingekehrt. Über Jahre wünschten sich die Kinder nur Pizza oder Pasta, ab und zu mal Wienerli und Fischstäbli. Natürlich haben sie auch anderes gegessen, aber sie reklamierten lautstark bei vielen Speisen, die mein Mann und ich gerne mochten. Und da man als Eltern nicht immer die Nerven hat, über das Essen zu diskutieren, wurde die Vielfalt auf unseren Tellern ziemlich eingedampft.

Doch seit einiger Zeit verfolge ich das Ziel, jeden Monat mindestens ein Gericht zu kochen, das ich zuvor noch nie zubereitet habe. Dabei macht nicht nur das Pröbeln am Herd Spass, sondern auch die Vorbereitung. Ich lasse mich wieder öfters inspirieren von meinen vielen Kochbüchern, die zu lange nur noch Staubfänger waren. Ich folge auf Instagram Menschen aus aller Welt, die keine Minute brauchen, um aus wenigen Zutaten eindruckliche Kreationen zu zaubern. Und ich durchforste das Internet nach neuen Rezepten für Blu-

menkohl oder Broccoli – Gemüsen also, die wir alle mögen, die ich aber nicht mehr auf die immer gleiche Art zubereiten mag.

Unterwegs im Web entdecke ich immer wieder spannende Geschichten: So soll zum Beispiel das Rezept für Spaghetti Carbonara nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden sein, als die italienische Bevölkerung in Essenspaketen jeweils Eier und Speck erhielt. Und das vermeintlich chinesische Gericht «Chop Suey» ist im Reich der Mitte komplett unbekannt – erfunden wurde es vermutlich in den 1860er-Jahren in den USA. Eine Legende besagt, es sei zum ersten Mal in San Francisco zubereitet worden, als ein Koch aus China nach Ladenschluss für einen späten Kunden alle Reste in einen Wok warf und noch einmal erhitzte.

Ich gebe es zu: Während mein Mann und ich die Abwechslung geniessen, sorgen diese kulinarischen Expeditionen bei den Kleinen selten für Begeisterungstürme (die grosse Ausnahme waren bisher die Pancakes aus roten

Linsen). Allerdings habe ich gelesen, dass Kinder ein Lebensmittel oder Gericht 10 bis 15-mal probieren müssen, bis sie es mögen. Und tatsächlich fällt mir auf, dass mein Sohn nun eine wachsende Zahl von Speisen mag und deutlich offener für Experimente geworden ist als seine jüngere Schwester.

Ich erzähle Ihnen das alles, weil dieses Ziel – einmal im Monat etwas komplett Neues kochen – einfach umsetzbar ist, Spass macht und tatsächlich für mehr Vielfalt sorgt. Nicht zuletzt möchte ich aber noch diesen einen Gedanken weiterspinnen: man muss 10 bis 15-mal probieren, bis man etwas mag. Was bei Kindern und Gerichten zutrifft, könnte ja auch für andere Lebensbereiche eine Inspiration sein. Ich nehme mir also vor, mich auf Menschen mehr als nur einmal einzulassen, auch wenn ich einem ersten Gespräch nicht viel abgewinnen kann. Obwohl der erste Eindruck viel auslöst: ich gebe mir Mühe, auch dem zweiten, dritten, vierten eine Chance zu geben. Wer weiss, vielleicht kann ich mit diesem Trick aus meiner Küche für mehr Vielfalt in meinem Leben sorgen.

Anna Chudozilov



(Foto: CCO, Maarten van den Heuvel, unsplash)

Fasten dürfen

Jetzt habe ich mir schon wieder von einer künstlichen Intelligenz helfen lassen: Entstanden ist eine lange Liste von Dingen und Tätigkeiten, auf die man in der Fastenzeit verzichten kann. Angefangen mit Fleisch und tierischen Produkten geht es weiter mit Süssigkeiten, Junkfood und ganzen Mahlzeiten, dann: Alkohol, Zigaretten, Kaffee, auswärts essen und Take-away-Getränke konsumieren. Man könne auch 40 Tage lange auf Soziale Medien verzichten, aufs Fernsehen, Auto- und Liffahren und das Kaufen von Kleidern, man könne Smartphones zu Hause lassen und Tablets wegsperren. Zum Schluss dann noch: Einfach mal ruhig sein, bewusst darauf verzichten, schlecht über andere zu reden, überhaupt wieder mal Stille aushalten und die ständig dudelnde Musik abschalten.

Uff. Was für eine Liste. Sie schafft ein Bewusstsein dafür, was für uns im Alltag alles selbstverständlich ist. Und im Moment lässt sie mich an die Menschen in der Türkei und in Syrien denken, die nicht mehr den Luxus haben, aus einer Liste von Alltäglichkeiten herauszupicken, worauf sie verzichten wollen. Für

Millionen von Menschen ist durch das schreckliche Erdbeben all das von einem Tag auf den anderen nicht mehr normal. Die Zahl von 40000 Todesopfern ist kaum vorstellbar. All diese Menschen hatten Bekannte, Freunde, Familien. Die UNICEF, das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, schreibt von 4,6 Millionen betroffenen Kindern in der Türkei und weiteren 2,5 Millionen in Syrien. Kinder, deren Daheim zerstört ist, deren Schulen nicht mehr stehen, die Eltern oder Geschwister verloren haben.

Natürlich hat die ChatGPT, die künstliche Intelligenz meiner Wahl, auch Tipps bereit, wie wir die Menschen in den vom Erdbeben zerstörten Gebieten unterstützen können. Spenden an Hilfsorganisationen (Geld wie auch Sachspenden) sowie das Initiieren von Spendenaktionen (also zum Beispiel im Haus, im Quartier oder im Büro eine Sammlung organisieren oder einen Kuchenverkauf in der Schule) – das liegt auf der Hand. Es sei aber auch sinnvoll, Aufmerksamkeit für die Situation aufrecht zu halten auf Sozialen Medien (denn die Bilder des Schreckens

verschwinden sehr viel schneller aus den Schlagzeilen, als der Aufbau der zerstörten Infrastruktur dauern wird). Und: Angehörigen der Opfer in der Schweiz sorgfältig und rücksichtsvoll zu begegnen. Last but not least kann man sich auch auf politischer Ebene dafür einsetzen, dass effektive Hilfe geleistet wird.

Jetzt braucht es menschliche Intelligenz, um aus der Liste der Fastenmöglichkeiten und jener von Unterstützungsideen einen Plan zu entwerfen. Wer auf den morgendlichen Take-away-Kaffee verzichtet, kann in 40 Tagen eine ordentliche Summe spenden (und diese vervielfachen, wenn man Büro-Gspändli vom Mitmachen überzeugt). Wer das Smartphone weglegt, kann einen Brief schreiben an eine Kantonsrätin oder einen Nationalrat und um Einsatz für grosszügige Hilfe bitten. Ich bin sicher, dass wir Menschen eine eindrückliche Liste von klugen Kombinationen hinbekommen. Wir müssen nur wollen.

Anna Chudozliov



(Foto: CC0, Moein Rezaalizade, unsplash)

Gegen «Gesundheit als Hauptsache»

Ich könnte wetten, dass Sie das auch schon gesagt haben: «Hauptsache gesund!» Man sagt das so dahin, zum Beispiel, wenn jemand von einer Geburt erzählt. Ob Junge oder Mädchen, das ist egal, Hauptsache gesund! Wenn Kinder dann schon etwas grösser sind und durchaus Sorgen machen, trösten wir klagende Eltern – Hauptsache, sie sind gesund, der Rest wird sich auswachsen. Wir wünschen Glück und Liebe und schreiben «Hauptsache, du bleibst gesund», wenn Menschen fünfzig, sechzig und noch älter werden. Und klar: Ich habe das auch schon oft gesagt. Aber ich gebe mir seit einiger Zeit Mühe, damit aufzuhören.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich weiss, dass Gesundheit von unschätzbbarer Wichtigkeit ist. Das ist mir nicht zuletzt in den vergangenen Wochen wieder bewusst geworden, als ich mit schweren gesundheitlichen Problemen kämpfte. Ausgerechnet jetzt habe ich gemerkt, dass Gesundheit für mich nicht die Hauptsache ist. Ich habe sehr viel Unterstützung von ganz unterschiedlichen Menschen bekommen. Nachbarn haben unsere Kinder gehütet und mit selbstgekochten Mahlzeiten ausgeholfen, Freunde und Bekannte haben Dinge für mich getragen – ganz konkrete Sachen, die ich nicht heben durfte, aber auch Abstraktes. Sie haben Ängste und Ungewissheiten geteilt, mit mir mitgelitten und sich über gute Nachrichten gefreut. Ich durfte merken, dass ich auch krank ein lebenswerter Mensch bleibe. Die «Hauptsache» an mir ist nicht meine Gesundheit.

Vielleicht verstehen Sie nun mein Unbehagen mit dem Ausruf «Hauptsache gesund!» etwas besser. Tatsache ist ja, dass wir alle nicht unser Leben lang gesund sind. Einige Menschen sind abgesehen von einer gelegentlichen Erkältung oder Magen-Darm-Grippe kaum krank. Viele von uns haben aber

im Verlauf des Lebens mit Krankheiten zu kämpfen. Manche von uns sind chronisch krank, manche haben ein körperliches Leiden, andere ein seelisches, das unsichtbar bleibt. Und während bloss zehn Prozent der jungen Erwachsenen mit einer Behinderung leben, ist es bei Menschen über 85 Jahren rund die Hälfte. Wir sind genau genommen bloss «auf Zeit» nicht behindert (wenn wir das Glück haben, gesund zur Welt zu kommen), bringt es die Sozialwissenschaftlerin Alison Kafer auf den Punkt.

Zu einem reflektierten Umgang mit dem Satz «Hauptsache gesund» hat mich bereits vor ein paar Jahren eine Freundin gebracht. Ihre Tochter ist nämlich

nicht gesund zur Welt gekommen. Bereits während der Schwangerschaft wurde klar, dass das Mädchen mit einer Spina bifida geboren wird, «offener Rücken» wird die Behinderung im Volksmund genannt. Doch trotz aller Herausforderungen und Einschränkungen ist die Tochter meiner Kollegin vor allem eine witzige, schlaue und lebenswerte Person. Oft habe sie mit dem Satz «Hauptsache gesund» gehadert, erzählte meine Freundin. Er klang in ihren Ohren so, als ob ihre Tochter die «Hauptsache» nicht mitbringen würde. Doch die Hauptsache im Leben, davon bin ich mehr denn je überzeugt, ist die Liebe. In all ihren Formen, Farben und Ausprägungen.

Anna Chudozilov



Humor als Türöffner – und Ausschlussmechanismus

«Humor ist der beste Weg, um schwierige Dinge zu ertragen.» Das soll einst die US-amerikanische Schriftstellerin Dorothy Parker gesagt haben. Humor ist auch ein ausgezeichnete Weg, über schwierige Dinge zu sprechen. Humor kann Bewusstsein schaffen – und das mit Vergnügen anstatt mit wild fuchteln dem Mahnfinger. Der britische Satiriker John Oliver zum Beispiel berichtet in der amerikanischen Sendung «Last Week Tonight» mit viel Charme und Witz über Raubkunst und Rassismus und prägt so gesellschaftliches Nachdenken über diese Themen mit. Eingepackt in witzige Sequenzen transportiert er viel Wissen über aktuelle Themen unserer Zeit.

Von Komikern lernen? Das geht. Der Zürcher Stand-up-Comedian Eddie Ramirez plaudert auf Comedy-Bühnen über das Anbandeln und den Ausgang – und zwar vom Rollstuhl aus. In einem solchen sitzt er nämlich, wenn er im Nachtleben (oder auf Bühnen) unterwegs ist. Mit viel Schalk erzählt er davon, wie er in Clubs behandelt wird, wie über seinen Kopf hinweg gesprochen wird, wie Menschen ihn wahrneh-

men (oder eben nicht). Als Zuschauerin lache ich mit. Hin und wieder fühle ich mich auch ein bisschen ertappt, und dann bin ich froh, dass mir das beim Comedy-Schauen passiert. Im richtigen Leben, hoffe ich, werde ich nun nicht mehr in das Fettnäpfchen treten, das Ramirez gerade geschildert hat.

Vor ein paar Jahren sorgte auch der Schweizer Satiriker Renato Kaiser mit Witzen über Blinde und Dicke in einer SRF-Serie für Lacher – und Debatten. Kaiser macht vor allem eine Sache richtig gut: Er sprach nicht nur über Menschen mit Sehbehinderung oder einigen Extra-Kilos, sondern auch mit ihnen. Er hörte zu und lotete gemeinsam mit ihnen aus, was geht und was nicht. Über welche Klischees darf man Witze reißen als Aussenstehender, wo braucht es Fingerspitzengefühl und was ist tabu?

Es ist gar nicht so einfach zu erklären, wo die Grenzen verlaufen. Aus meiner Sicht liegt das nicht zuletzt daran, dass sich diese Grenzen ständig verschieben. Gemerkt habe ich das vor Kurzem, als mich mein – ausgesprochen blonder – Sohn gefragt hat, warum es so viele

Blondinen-Witze gibt. Ja, warum denn? Warum lachen wir nicht genau so über Brünetten oder Männer mit schwarzen Haaren? Und ja, natürlich hatte ich auch keine Antwort auf die Frage, warum wir über Österreicher und Schotten lachen, aber keine Witze über Marokkaner und Koreaner kennen.

Geraten habe ich meinem Sohn, aufmerksam zu bleiben, auch wenn viele in der Runde lachen. Sich zu überlegen, wer alles mitlachen kann und wer eine lustig gemeinte Anekdote gar nicht witzig findet. Der beste Gradmesser dafür, was geht und was nicht, ist aus meiner Sicht die Rückmeldung der Menschen, auf deren Kosten gelacht wird. Wenn jemand sagt, dass er über Jesus-Witze nicht schmunzeln mag, dann gilt es das zu respektieren. Beim besten Willen wird man die Person nicht zum Lachen überreden können. Die Einschätzung, dass das Gegenüber «einfach keinen Humor versteht», könnte sogar richtig sein. Relevant ist sie nicht. Was zählt, ist Menschen ernst zu nehmen. Gerade wenn's um Humor geht.

Anna Chudozliov



Fotos: CCO, Toa Heftiba, unsplash

Meer für jedes Kind

Letztes Jahr reiste meine Familie im Sommer nach Sizilien. Die lange Fahrt mit dem Nachtzug scheint mir heute wundervoll. Alles, was wir gegessen haben, schmeckt in meiner Erinnerung besser. Ich vermisse die langen Abende auf der Piazza, die sich erst beim Eindunkeln mit Kindern füllte, die bis spät in die Nacht Fussball spielten. Und dann: Das Blau des Meeres, das fast nahtlos in Himmel übergeht, am Horizont spuckt Stromboli kleine Wölkchen aus, die von der Sonne gefressen werden. Stundenlang bin ich in diesem Panorama versunken.

«Wir haben nur wenige Sommer mit unseren Kindern», hat meine Freundin Ellen kürzlich gesagt. Vielleicht seien es dreizehn, vierzehn, gut möglich, dass es ein paar mehr sind. Doch irgendwann gehen die Kinder ihre eigenen Wege. Vorher gilt es, die gemeinsamen Sommer auszukosten. Die Kinder und sich selbst zu füllen mit Strand und Sonne, mit aufregend Neuem und wunderbar Vertrautem. Mit Schönheit.

Natürlich kann man Ferien auch in der Schweiz geniessen. Selbstverständlich gibt's Schönheit gleich um die Ecke – wir leben da, wo andere Ferien machen, wird hierzulande immer wieder gerne geworben. Doch das Meer zu sehen gehört zu den Erfahrungen, die ich jedem Kind wünsche: die schiefe Grösse erleben, die Unablässigkeit und Kraft der Wellen, all die Farben aufsaugen, die das Wasser annimmt von Mitternacht bis Mitternacht. Der Wunsch nach Meer scheint mir von der Schweiz aus gesehen bescheiden. Bloss fünf Stunden Zugfahrt trennen uns von Genua.

Darum schnürt es mir die Kehle zu, wenn mir M. erzählt, dass ihre Kinder noch nie das Meer gesehen haben. Dass sie keinen Sommer mit ihren Kindern am Meer verbringen können. M.

ist alleinerziehend, sie arbeitet viel und zu Zeiten, die dem Familienleben nicht entgegenkommen. Trotzdem reicht ihr Lohn oft nur knapp, um alle Ausgaben zu decken. Doch am Geld liegt es nicht, dass die beiden Kinder noch nie das Meer gesehen haben.

Als junge Frau ist M. aus Eritrea in die Schweiz geflüchtet. Ihr beiden Töchter sind in der Schweiz geboren, haben hier Kindergarten und Primarschule besucht, für die ältere Tochter fängt nach den Sommerferien die Suche nach einem Ausbildungsplatz an. Doch weil ihre Mutter in die Schweiz geflüchtet ist, ohne in den Augen des Rechts ein Flüchtling zu sein, leben sie und ihre Familie seit bald fünfzehn Jahren mit einer F-Bewilligung hier.

Dieser Status bedeutet, dass man das Land ohne triftigen Grund nicht verlassen darf. Die Schwester in Schweden besuchen zu wollen oder die schwer kranke Tante in Deutschland, die bald sterben wird: kein triftiger Grund. Zwei Kinder, die ans Meer wollen – das ist erst recht kein Argument für Schweizer Behörden. Der F-Status macht den beiden Mädchen und ihrer Mutter noch ganz andere Sorgen als Ferien. Und doch breche es ihr das Herz, wenn ihre Töchter fragen, warum ausgerechnet sie nicht ans Meer dürfen, kein einziges Mal. Ich frage mich, was diese bürokratische Regel in Kinderherzen auslöst. Und wer alles dafür die Verantwortung tragen mag.

Anna Chudozilov



Was wir von Madonna über «Indianerlis» lernen können

Kürzlich haben wir Freunde bei uns zum Brunch eingeladen. Während die Erwachsenen noch weit in den Nachmittag am Tisch sassen, spielten die Kinder zuerst Piraten, dann Cowboys und schliesslich Indianer. Aus Büchern und Serien hatten die Grösseren ziemlich klare Vorstellungen davon, wie Seeräuber, Rinderhirten und amerikanische Ureinwohner so sind. Und die Kleinen lernten schnell. Eines gleich vorweg: Niemand hat das «Indianerlis» verboten. Und doch dachte ich einmal mehr über die Grenze zwischen arglosen Kinderspielen und «kultureller Aneignung» nach.

Ich weiss noch, wie schwer ich mich mit dem Konzept tat, als ich zum ersten Mal davon hörte. Was soll falsch daran sein, wenn sich Menschen für andere Kulturen interessieren, wenn sie an Traditionen aus fernen Ländern anknüpfen? Warum sollten sich Kinder nicht verkleiden, was spricht dagegen, wenn Europäer ihre Haare so tragen wie Menschen von anderswo? Breit diskutiert wurde über «kulturelle Aneignung» in der Schweiz zum ersten Mal vor gut einem Jahr. In einem Berner

Lokal beschwerten sich damals Gäste darüber, dass Mitglieder einer Schweizer Reggae-Band Dreadlocks auf dem Kopf hatten. Die Rastalocken sollen einen Teil des Publikums so sehr gestört haben, dass die Veranstalter das Konzert abbrechen. Kritisiert wurde, dass die mehrheitlich weissen Mitglieder der Reggae-Band eine Frisur trugen, die für Angehörige der Rastafari-Bewegung eine spirituelle Bedeutung hat, den Schweizern hingegen einfach als Mode gefiel.

Ich will nicht darüber urteilen, ob diese Kritik im konkreten Fall berechtigt war. Schade ist jedenfalls, dass die Empörung über den Abbruch des Konzerts viele der Versuche überschattet, das Thema differenziert zu betrachten. Sich also ernsthaft zu fragen, wie genau wir uns von «fremden Kulturen» inspirieren lassen. Das Grundkonzept hinter dem Schlagwort «kulturelle Aneignung» überzeugt mich inzwischen nämlich durchaus: Es gilt aufmerksam zu schauen, mit welchen Absichten und wie respektvoll kulturelle Praktiken oder Symbole übernommen werden. Eine, die immer wieder mit der Aneignung

von christlichen Symbolen provoziert hat, ist der Popstar Madonna. Unvergessen bleibt, wie sie sich 2006 an ihren Konzerten am Kreuz mit einer Dornenkrone auf dem Kopf inszenierte. Der Tabubruch verschaffte ihr Aufmerksamkeit, in der Folge verdiente sie viel Geld. Sie tat das auf Kosten jener, für die das Kreuz und die Dornenkrone zentrale Referenzpunkte in ihrem Glauben sind.

Wenn wir uns vor Augen führen, wie sich das anfühlt, wird die Kritik am billigen «Indianer-Kostüm» vom Grossverteiler nachvollziehbar. Da verdienen Firmen mit am Fliessband lieblos produzierten Federschmuck viel Geld – und ignorieren, dass dieser für die Ursprungsbevölkerung Nordamerikas ein heiliges Objekt ist, eng verknüpft mit wichtigen Ritualen. Und das kann man durchaus kritisieren, ohne gleichzeitig Kindern verbieten zu müssen, dass sie aus lauter Begeisterung für den Indianerjungen Yakari auf Plüschtieren durchs Wohnzimmer reiten.

Anna Chudozilov



(Foto: CC0, Andrew James, unsplash)

Vorbildliche Schulkinder



«Stimmen die Voraussetzungen, kann die inklusive Schule ein Ort sein, an dem Kinder lernen, dass Menschen genauso vielfältig sind wie das tägliche Znüni.»

Meine Tochter konnte den Tag kaum erwarten: Im August wurde sie nun endlich eingeschult. Erwartungsfroh sass sie in einer Schulbank und gab sich alle Mühe, eine vorbildliche Erstklässlerin zu sein. Die anderen Kinder sahen genauso aufgeregt aus, in verschiedenen Muttersprachen flüstern ihnen die Eltern beruhigende Worte zu. Ein besonders schüchterner Junge liess die Hand seiner Mutter erst Mitte der ersten Lektion los.

Auf Schwierigkeiten vorbereitet?

Rein statistisch sass in dem Klassenzimmer meiner Tochter wohl der eine oder die andere mit Lernschwierigkeiten, vielleicht auch ein Kind mit einer chronischen Krankheit wie Diabetes oder Epilepsie. Doch auf den ersten Blick kann ich nicht erkennen, welche besonderen Herausforderungen die Kinder mitbringen. Ebenfalls nicht offensichtlich ist, wie gut die Schule auf Kinder mit Konzentrationsschwierigkeiten oder schweren Allergien eingestellt ist. Klar ist: Ein Kind in einem Rollstuhl habe ich noch nie an unserer Schule gesehen. Wie auch – schliesslich

ist unser über 100-jähriges Schulhaus nicht darauf eingestellt, dass nicht alle mit zwei gesunden Beinen die vielen Treppen hochrennen können. Das ist mir so richtig bewusst geworden, als ich mich vor ein paar Jahren mit gebrochenem Fuss in den Dachstock zum Elternabend meines Sohnes kämpfte. Eltern, die Treppen nicht bewältigen können, bekommen das Klassenzimmer ihrer Kinder nie zu sehen. Offensichtlich gibt es also noch Potenzial, die Situation zu verbessern. Wie gut das Schulhaus allerdings auf weniger offensichtliche Einschränkungen reagieren kann, weiss ich nicht.

Auf Verbindendes blicken

Grundsätzlich wurde im Jahr 2011 im ganzen Kanton Luzern die sogenannte integrative Förderung eingeführt. Kinder, die aus unterschiedlichsten Gründen zusätzliche Unterstützung brauchen, sollen diese direkt im Klassenzimmer mit allen anderen Kindern bekommen. Sonder- und Kleinklassen wurden fast gänzlich abgeschafft und auch die Begabtenförderung sollte eigentlich im Klassenzimmer erfolgen.

Erste Untersuchungen zeigen, dass das nicht immer und überall gleich gut klappt. Die Regel ist es dennoch. Studien zeigen, dass inklusive Bildung funktioniert. Forschende von der Universität Manchester zum Beispiel konnten belegen, dass inklusive Schulen soziale Fähigkeiten fördern und Teamarbeit schulen. Und auch die OECD hat festgestellt, dass inklusive Bildung sehr effektiv sein kann, wenn genügend Ressourcen bereitgestellt werden – also zum Beispiel genügend gut ausgebildete Fachleute. Stimmen die Voraussetzungen, kann die inklusive Schule ein Ort sein, an dem Kinder lernen, dass Menschen genauso vielfältig sind wie das tägliche Znüni. Sie erleben, dass man besondere Fähigkeiten zum Wohl der Gruppe einsetzen kann. Und dass man als Klasse Kinder «mittragen» kann, die in dem einen oder anderen Bereich mehr Unterstützung brauchen. Sie lernen besser wahrzunehmen, was uns als Menschen verbindet, als das, was uns trennt. Wenn das gelingt, können Kinder nicht nur vorbildliche Schüler und Schülerinnen sein, sondern eine Inspiration für alle.

Anna Chudozilov

(Bild: by Freepik.com)